

**Jan Röhnert (Hg.),** *Autobiographie und Krieg. Ästhetik, Autofiktion und Erinnerungskultur seit 1914.* (Germanisch-Romanische Monatsschrift. Beiheft 64) Winter, Heidelberg 2014. 250 S., € 35,–.

Besprochen von **Helmuth Kiesel:** Universität Heidelberg, Germanistisches Seminar, Hauptstraße 207–209, D-69117 Heidelberg, E-Mail: helmuth.kiesel@gs.uni-heidelberg.de

<https://doi.org/10.1515/arbi-2017-0055>

Dem Herausgeber verdanken wir eine breit angelegte und ebenso aufschluss- wie umfangreiche (534 S.) Studie über „autobiographisches Schreiben vom Krieg bei Goethe, Heine, Fontane, Benn, Jünger, Handke“, die 2014 unter dem Titel *Selbstbehauptung* erschien. Der im selben Jahr von ihm herausgegebene Sammelband *Autobiographie und Krieg* wirkt wie ein Ergänzungsband, der in fünfzehn Artikeln am Beispiel von etwas mehr als fünfzehn Autoren zeigt, wie die beiden großen Kriege des zwanzigsten Jahrhunderts und ein vorausgehender Kolonialkrieg in autobiographischen Schriften reflektiert werden oder, anders gesagt, wie diese Autoren den Krieg in ihren autobiographischen Schriften verarbeitet haben. Der Band will ein Beitrag sowohl zur Erinnerungskultur als auch zur Autobiographie- oder Autofiktionsforschung sein.

Die behandelten Autoren sind Joseph Conrad, Stefan George, Ernst Barlach, Ernst Jünger (in zwei Artikeln), Friedrich Georg Jünger, Alfred Döblin, Gottfried Benn, Julien Gracq, Heiner Müller, Thomas Bernhard und Dieter Wellershoff, dazu die beiden „Wehrmachtsoffiziere“ Hans Speidel und Alexander Stahlberg sowie zwei weniger bekannte Autorinnen, Margarete von Eckenbrecher und Else Sonnenberg, die 1908 beziehungsweise 1905 Bücher über den Kolonialkrieg im damaligen Deutsch-Südwestafrika publizierten, und einige ebenfalls weniger bekannte Autoren von Büchern über den Dienst in der Fremdenlegion.

Wenn die Untersuchungen zeigen, dass „ein ‚naiver‘ autobiographischer Zugang zum Krieg [...] in jedem Fall ausgeschlossen ist“ (S. 11), ist dies keine Neuigkeit. Längst weiß man, wie der Herausgeber in seiner Einleitung denn auch bestätigt, dass jede schriftlich fixierte (und wohl auch mündlich dargelegte) Lebensgeschichte „eine ästhetische Konstruktion ist, die faktische Lebenswirklichkeit nicht einfach abbildet, sondern aus der Erinnerung nachgestaltet, mittels bestimmter Erzähl- und Darstellungsverfahren Kontinuität und Progression (oder auch das Gegenteil, Brüche, Sprünge und Digressionen) entfaltet, welche das Leben selbst in seinem unverschriftlichten état brut gar nicht besitzt, sondern erst im Akt der Erzählung erlangt“ (S. 13). Interessant wäre es nun, zu beobachten, wie die Autoren, die sehr unterschiedlichen Jahrgängen angehören (Stefan George \*1868, Alfred Döblin \*1878, Gottfried Benn \*1886, Ernst Jünger \*1895), die

Erfahrung des Ersten Weltkriegs, die durch eine völlige „Inkommensurabilität“ (S. 10) gekennzeichnet ist, in ihre Autobiographien integrieren. Hier tritt nun aber ein Konstruktions- oder Titelfehler des Buches zutage, denn von den elf namhaften Autoren haben nur zwei, nämlich Friedrich Georg Jünger (\*1898) und Heiner Müller (\*1929), Autobiographien geschrieben, die diesen Namen verdienen, also den Lebens- oder Entwicklungsgang des Verfassers im Rahmen der soziokulturellen Bedingungen tendenziell gesamtheitlich von der Kindheit bis zu einem bestimmten Entwicklungspunkt rekapituliert, wenn auch unter Verkürzungen oder Anreicherungen, Dramatisierungen oder Verfälschungen und mit unterschiedlichen Ansprüchen auf Kohärenz und Repräsentativität (wie am besten Anja Pompe in ihrem Beitrag über Heiner Müllers *Krieg ohne Schlacht* [1992] verdeutlicht). Die meisten der in diesem Band behandelten Texte sind nicht Autobiographien, sondern autobiographische Schriften, und auch dieser Begriff wird strapaziert, wenn unter ihm auch Stefan Georges Gedicht *Der Krieg* und Gottfried Benns briefliche Äußerungen über seine Lektüre von Goethes *Campagne in Frankreich* subsumiert werden.

Was von Christophe Fricker beziehungsweise Jan Röhnert zu diesen Texten gesagt wird, ist natürlich lesenswert und aufschlussreich für die Situierung dieser beiden Autoren gegenüber dem Ersten beziehungsweise Zweiten Weltkrieg in Texten, die nicht primär autobiographisch sind, aber doch autobiographische Momente oder Züge aufweisen. Dasselbe gilt für die anderen Studien über jene Texte, die – wie Ernst Barlachs Tagebuchaufzeichnungen aus den Jahren 1913 bis 1917 – einen deutlicheren autobiographischen Charakter haben, als „latenter Entwicklungsroman“ (S. 84) und als „Kriegschronik von Güstrow“ (S. 86) gelesen werden können. In der Tat zeigen die Studien, wie die realen Kriege von den Autoren (1.) als historische Ereignisse wahrgenommen und (2.) unter der Frage nach dem existentiellen Sinn reflektiert wurden; zudem zeigen sie, dass (3.) der Krieg oft als Existenzmetapher verwendet wird, die das Leben als „Krieg in Permanenz“ (S. 219) erscheinen lässt (wofür vor allem Carsten Rohdes Studie über Thomas Bernhards autobiographische Erzählungen aufschlussreich ist).

Zwischen autobiographischen Schriften und einer Autobiographie, so diskontinuierlich sie auch sein mag, besteht der fundamentale Unterschied, dass die Autobiographie die Erfahrung des Kriegs trotz seiner immer wieder beschworenen „Inkommensurabilität“ in die Gesamtheit eines Lebens einbetten muss, während autobiographische Schriften davon absehen können. Besonders deutlich wäre dies am Beispiel von Ernst Jünger zu zeigen gewesen: Die *Stahlgewitter* beginnen in der ersten Fassung von 1920 mit der Mobilmachung und der Meldung als Freiwilliger, ab der dritten Fassung (1922) einleitungslos mit der Ankunft an der Front („Der Zug hielt in Bazancourt, einem kleinen Städtchen der Champagne“), und sie endet mit der Verleihung des Ordens *Pour le Mérite* am 22. September

1918, also noch bevor das Ende des heroischen Einsatzes in der Niederlage beschrieben und anerkannt werden muss. Ein Davor gibt es so wenig wie ein Danach. Der Widerspruch zwischen bürgerlicher Sozialisierung im Zeitalter der „Sekurität“ (Stefan Zweig) und Kriegserfahrung wird nicht dargestellt, sondern allenfalls in beiläufigen Bemerkungen angedeutet. Die Integration des Kriegs in einen Lebensgang muss durch die Begrenzung auf den Fronteinsatz allein gar nicht geleistet werden; die Frage, wieweit es hätte geleistet werden können, kann man zwar stellen, aber nicht bündig beantworten, auch nicht, wenn man Ernst Jüngers weitere autobiographischen Schriften und Äußerungen hinzunimmt. Anders liegt der Fall bei Friedrich Georg Jünger, der im Juli 1917 in einer der Flandernschlachten zum Einsatz kam, aber nach wenigen Tagen verwundet wurde und danach nicht mehr „kriegsverwendungsfähig“ war. Friedrich Georg Jünger hat 1951 unter dem Titel *Grüne Zweige* ein 270 Seiten zählendes „Erinnerungsbuch“ vorgelegt, das sein Leben von der Kindheit bis zum Ende der Juristenausbildung um 1927 rekapituliert. Das „Kriegserlebnis“ wird auf sieben Seiten dargestellt; Schwierigkeiten, die Kriegserfahrung in die Lebensbeschreibung zu integrieren, werden nicht erkennbar, geschweige denn thematisiert. Leider geht Ulrich Fröschle in seiner ansonsten umsichtigen Untersuchung von Friedrich Georg Jüngers Entwicklung und Selbstdarstellung auf diesen Punkt zu wenig ein, und leider gibt es keine vergleichende Studie über Autoren wie Stefan Zweig und Carl Zuckmayer, in deren Autobiographien *Die Welt von Gestern* (1944) beziehungsweise *Als wär's ein Stück von mir* (1966) der Erste Weltkrieg als ein Ereignis dargestellt und reflektiert wird, das die vorherige Lebensauffassung radikal in Frage stellte und die weitere Lebensgestaltung prägte.

Wie Ernst Jünger beschränkte sich auch Dieter Wellershoff in seinem Buch *Der Ernstfall. Innenansichten des Krieges* (1995) auf die Darstellung seines Kriegseinsatzes vom Herbst 1943 bis zum Frühjahr 1945. Die Rückblicke auf das Leben davor sind ein bisschen dichter als bei Jünger, und da die zeitliche Distanz zum Erlebten viel größer ist als bei Jünger (statt zwei sind es fünfzig Jahre), spielt der Erinnerungsprozess, der im März 1994 durch einen Besuch im einstigen Lazarettort Bad Reichenhall in Gang gebracht wurde, eine gewisse Rolle. Und doch ist von einer Autobiographie im eigentlichen und vollen Sinn nicht zu reden. Von den Jahren zwischen 1945 und 1994 und von der Bedeutung, die die Kriegserfahrung für diese Jahre hatte, erfährt man kaum etwas. Eine Integration der Kriegserfahrung in die weitere Lebensgeschichte, eine Darstellung des Lebens vor dem Hintergrund einer inkommensurablen und vielleicht nicht integrierbaren Erfahrung wird auch hier nicht geleistet. Nikolas Immer verdeutlicht dies in seinem Beitrag, der außer dem *Ernstfall* noch andere autobiographische Schriften Wellershoffs berücksichtigt, die „Strategien der Selbststilisierung“ (S. 234) aufdeckt und zugleich die „Absenz jeglicher Schuldreflexion“ (S. 241) feststellt.

Alles in allem bietet der Band eine Fülle von profilierten Einsichten in unterschiedliche Weisen der autobiographischen Reflexion der Kriegserfahrung im zwanzigsten Jahrhundert. Seinem Titel *Autobiographie und Krieg* wird er nur gerecht, wenn man ‚Autobiographie‘ nicht als Bezeichnung für einen einigermaßen kompletten Lebensbericht versteht, sondern als Bezeichnung für alles Schreiben, das autobiographische Züge aufweist. Das ist ein Manko, insofern die beiden großen Kriege des zwanzigsten Jahrhunderts, die die kulturellen Grundwerte der Menschheit in Frage stellten, für jede gesamtheitliche Autobiographie zu einem Problem werden mussten, dessen Bewältigung (in welcher Weise auch immer) einer gründlicheren Untersuchung wert gewesen wäre. Man kann es aber auch als Vorzug betrachten, weil der Blick nicht durch die Fixierung auf Autobiographien im strengen Sinn eingeschränkt wurde.